

*** In ein Keller „Kloster für alte Frauen.“** Wo jedes der alten Weiber sein eigenes Zimmer hat, kam einst — so erzählt man uns — einer der Vorhörer dieses Spitals, um sich persönlich von dem Wohlergehen der Bewohnerinnen zu überzeugen. So trat er auch in das Zimmer einer alten Frau, die mit ihrem Strickstuhl und zutriebenen Nadeln am Fenster saß. Ein Tabaksrauch, wie von einer brennenden Pfeife, fällt dem Eintretenden sofort auf: „Guten Tag, Frau Müllerin“, sagt er, „was rät Sie hier?“ „Ob, nee, Herr Konuil“, antwortet die Alte, „rotten dauß ich nie.“ — „Aber dat rüt hier doch meist so“, fährt jener fort. — „Ja, Herr Konuil, dat kümmt denn, dat id 'n beten Tobak ud 'n Aken streut hev, verlegte die ehrwürdige Bewohnerin. „Na, Frau Müllerin, wat scholl dat denn bedden, wotat is dat gaud?“ fragt der Herr Konuil ganz erntlich, worauf die Alte mit verschämten Lächeln erwidert: „Ach, Herr, dat rüt lo id ön naß de Mannsblid!“

*** Gemästete Weiber.** In dem jechen erdienenen Werke „Zehn Jahre in Aequatoria und die Wülfche mit Emir Wascha“ beschreibet Major Galati auch einen Karawauenzug, mit dem der Hofstaat des Königs von Anjoro aus der bisherigen Residenz in eine andere überzogen wird, das sich an den Grenzen des Reiches des Herr der Wascha gezeigt hatte. Am Schluß dieser Schilderung heißt es: „Wülflich drängt sich die Menge, sie brächt sich an dem Thore des Palastes, ein Fluß des Erlaumens und der Bewunderung erhebt sich gleichzeitig aus aller Mund. Von vier kräftigen Männern getragen, auf einem Tragstuhl von größerer Umfang und dickeren Wädheln wird ein Weib von solistalen Formen, gleichsam ein ungetaufter Fleischklumpen mit kleinen hinter ihren Höhlen vergrabenen Augen, über die Schwelle des Palastes geschleppt. Es ist eine von den gemästeten Frauen des Königs. Ein den Hüften von Uganda und Anjoro gilt es als eine Ehre und künftiger Glanz, gemästete Weiber zu haben, welche die höchste Fetteitigkeit erreicht haben. Ein solcher Luxus wird als Zeichen des Reichthums und ungewohnter Feinheit angesehen, und man beneidet den künftigen Gatten oder eines lo hervorragenden Besitzes. Diese eigenartige Fetteitigkeit wird durch eine besondere Ernährung erzielt, die gleichmäßig und einseitig nach Zeit und Umfang gegeben wird. Sie tritt stufenweise auf und geht schließlich so weit, daß die Person ihre Beine nicht mehr gebrauchen, sondern nur kriechend, und dies mit Schwereit, fortkommen kann.“

*** Ein seltsames Gewerbe** ist kürzlich durch eine Gerichtsverhandlung in Paris aus Licht gezogen. Ein bekannter Hausbesitzer verlagte einen alten Mann, weil ihn abgehalten haben sollte, eine Meiseitigung, die er von einem anderen empfangen, mit dem Regen zu rächen. Der Besagte gestand dies ein: „Ich verhindere alle Duelle, von denen ich Kenntniß erhalte; die sind einfach mein Beruf. Ich bin sechzig Jahre alt und habe 600 Franken Renten; das ist zu viel, um zu verbummen und zu wenig, um zu leben. Ich bin ein alter Soldat und lehne mich nach Weidwiltigung. Ich gebe deshalb alle Tage früh um sechs bis neun Uhr in dem Waldchen von Boulogne unter und sülste da reiden. Auch habe ich, denke ich, schon viel Unglück verhindert; ich habe mir dadurch schon vortreffliche Früchte verdient, denn man achtet den immer, der einen hindert, einen dummen Streich zu begehen, und das Duell ist einer. Ich sage dies, ob ich gleich ein alter Soldat bin.“ — Der Richter fand nichts Strafbares in diesem Gewerbe und der alte Soldat wurde freigesprochen.

*** Im Theater** bewundern zwei Freunde eine Dame, die in der Loge sitzt. „D, sie ist ein herrliches Weib“, sagt der Eine, „gehrlich, liebendwürdig, better, schön.“ — „Und ihre Schönheit wirkt stets übersehend; wenn du sie zu einem Fest einlabest, kamst du niemals vorher bestimmen, von welcher Farbe ihre Haare sein werden, wenn sie kommt.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— In einem dem verstorbenen Maler Meiffonier gewidmeten Artikel el bezeichet Ludwig Büsch auch die lorafällige Vorarbeit des französischen Malers für seine Bilder. Bei einem Weib, den Wülflich und Mangel im Weltanschauungsjahr 1867 in Kostüm machen, fanden sie im Atelier des Künstlers sein Gemälde „1867“, aber: „Die Skizze von Friedland“ noch unvollendet vor und Meiffonier schilbert den Weidener die Wülfch, welche es ihm brachte. „Der Weg der Skizze zum Gemälde geht über ein noch jungmännliches Kornfeld, welches bereits durch darüber hin marschirende Infanterie zertrampelt worden ist. Um seiner Wahrheitsliebe, seinem künstlerischen Gewissen bei der Darstellung dieses Terrains ganz zu genügen, hatte Meiffonier eine für ihn sehr charakteristische Veranstaltung getroffen. Er ließ ein Feldstück in der Nähe seines Schlosses an der Westseite des Feldes legen, welche die eines Kornfeldes in Dümpfen am 14. Juni, dem Tage jener Schlacht, haben mochten, ließ er einen Trupp Infanterie von der Garnison, der ihm vom Kommandanten

dazu bewilligt worden war, quer hindurch marschiren. Nach dem Kommando in diesen Zustände hatte er wohl sechs große ganz genaue Naturstudien gemacht, um sie in seinem Bilde zu verwerthen! Von den in Kostüm liegenden Skizzen wurde ihm ebenso ein Zug bewilligt, der zu immer wiederholten Malen im tollsten Carriere, die Wülfliche schwingend mit dem lauten Geschrei „Vivo l'Empereur“ an ihm verüberräumen mußte. So, noch ganz ohne die den heutigen Malern anheimelnde unentbehrlich gewordenen Momentaufnahmen, studierte er die Bewegungen der Pferde und Reiter, deren Gestalten und Anordnungen.“

?? Wichtige archäologische Funde sind, wie man uns aus Rom schreibt, in einer Vigna unweit Ostia bei Vespogro nicht am Ufer der Statoria von Erdarbeiten gemacht worden. Innerhalb einer halbkreisförmigen mehrerlei Mauer fanden sie eine Art Grabstein, welcher folgende veräümmelte Inschrift trägt:

R
HIC REQVIESCIT IN PACE EM +
AGNELLYS QVI VIXIT IN SAEVULO
ANSPVLMO DEPOST SBBIDVVS
MART GONSVLE OPILONE VO CON
HICRE VVSCVITET PATEREIVS
CONSTANTIVS ET MATER
EIVS TERRIOIA

und daneben zahlreiche Urnen, Beissen und Münzen, welche aus dem sechsten Jahrhundert herühren. Sämmtliche Gegenstände wurden dem Nationalmuseum zur Aufbewahrung überwiesen. Inzwischen hat der Archäologe D' Onelli die Inschrift so rekonstruirt:

B. **M.**
HIC REQVIESCIT IN PACE EM +
AGNELLYS QVI VIXIT IN SAEVULO
ANN PM... DP SBD IDVS
MART GONSVLE OPILONE VC
HIC REQVIESCIT ET PATER EIVS
CONSTANTIVS ET MATER
EIVS TERRIOIA

— **Meine Theater - Nachrichten.** In Nürnberg fand dieser Tage am dortigen Stadt-Theater des Festingstauspiel des frankfurter Medaillons Hans Freischild: „Die Sünden der Väter“, eine außerordentlich freundliche Aufnahme, die um lo höher zu schätzen ist, als das nürnbergere Publikum sich nur sehr schwer für neue Stücke erwidert. Man darf dem talentvollen Verfasser, welcher der Aufführung ungenügend und wiederholt gerühmt wurde, zu seinem Glück und besten Erfolg aufrichtig gratuliren. Schon der Umstand hebt das Lustspiel über viele andere heraus, daß es sich mit einem wirklichen Gedanken erwidungswürthiger Art beschäftigt und nicht mit einem jener bekannten abgedohlenen Einheits, auf denen die Lustspiel-dichter erbarmslos abgemordeten. — Richard Röh's neuestes Schauspiel „Schuldig“ schildert die Verleumdung eines des Nordens sächlich angefaßt und durch 15 Jahre eingesperrt gewordenen Mannes, der, in seine Familie zurückgeführt, dort sichtlich ein Wort begehrt, um seine Frau und Tochter von einem Subhändler zu befreien. Der erste Akt spielt beim Gefängnis-director, der zweite und dritte in einer Destillation.

Nach dem großen Erfolge der Kobengrin-Aufführung in Rouen verlangen die pariser Theater, daß man die Oper nun auch an der Großen Oper in Paris gebe. Das „Gicelle“ sieht darin, daß man jetzt Wagner ruhig habe spielen können, ein Zeichen der Friedfertigkeit Frankreichs! Dieses Land nehme jetzt einen lo schönen Platz in Europa ein, daß man das Wort eines Feindes hören könne, ohne dadurch sich gegen den Patriotismus zu vergehen. Die „Justice“ bemerkt, nachdem Wagner in Brasilien und Rouen eine liebenswürdige Gaste gegeben, solle man diesem Beispiel in Paris folgen und nicht erst abwarten, bis auch seine Städte der Kampfplatz zuwerden. Die „Republ. française“ meint, die öffentliche Meinung verlange jetzt ganz entschieden, die Opern von Wagner zu hören, von der Presse seien nur die „France“ und die „Nation“ der deutschen Musik feindlich. Es werde der Wolsze leicht gelingen, sühnende Klundebungen zu unterdrücken.

— Die zweite „Kobengrin“-Aufführung in Rouen hat ebenfalls einen großen, durch seine Feindeligkeit beschränkten Erfolge erzielt; die Weideregung machte einen weit vortheilhafteren Eindruck, als an ersten Abend. Der außergewöhnliche Beifall, welcher der französischen „Kobengrin“-Aufführung von Paris fremden aus allen Theilen Frankreichs entgegengebracht wird, hat die Leitung der Oper zu Rouen veranlaßt, wöchentlich drei Vorstellungen des Werkes zu veranstalten.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 38. Halle a. d. S., Sonnabend den 14. Februar 1891.

Unter der Königstamme.

Preisgekrönter Roman von Marie Theresia Ma.

[22]
„Du wirst aber wahrscheinlich auf diesen bescheidenen Posten verzichten müssen“, entgegnete Salberg bitter. „Vorläufig ist wenig Aussicht vorhanden, daß Baron Salberg noch der Gemahl der Baronesse von Rothheim wird!“

Louis trat einen Schritt näher an den Baron heran. „Glauben Sie denn, ich gebe mein Ziel, dem ich so nahe war, beim ersten Widerstande auf?“ sagte er fast flüsternd. „Da irren Sie sich gewaltig! — Wir müssen die verlorenen Positionen wieder gewinnen — ich sage Ihnen — wir müssen! Aber dazu ist es nöthig, daß Sie sich nicht früher zeigen, als ich Sie rufe, Sie machen sonst das Edelwitth leipischen. — Ich dränge mich, wo es nur irgend angeht, zu dem persönlichen Dienste der Baronesse, und sie hat es sich bis jetzt ruhig gefallen lassen. Ich benutze jeden sich darbietenden Moment dazu, um —“

„D, du sprichst von mir zu Yella?“ — unterbrach Salberg ahemlos seinen Diener.

Dieser betrachtete den Baron Kopfscüttelnd, als zweifle er im Augenblick an der normalen Geistesverfassung seines Herrn. „Ich werde mich hüten“, antwortete er dann trocken. „Sie existiren nicht für mich, wenn ich vor der Baronesse stehe, sondern ich denke dann einzig und allein an den Direktor. Können um Können Argwohn wird dem schönen Verhältnissen vorgeleitet und es wird begierig alles auf. Nüchlich ließ ich durchsicheln, daß ich wügte, von wem ein an Siegried gerichteter Brief, dessen Adresse eine prächtvolle Frauenhandschrift zeigte, geschrieben sei. Ich hatte zwar keine Idee davon, aber ein kluger Mann weiß jeden Umstand zu benutzen, und es wäre ja immerhin nicht unmöglich, daß ihn das hübsche Venchen, die ehemalige Gouvernante der jungen Gräfin Kalkenau, wirklich geschrieben hat.“

„Nein, Louis, die kann ihn nicht geschrieben haben. — Hast du vergessen, daß sie bald nach jenem Unglücke in der Fabrik — du weißt ja — vollständig erblindet ist?“

Diesmal schweigte sogar Louis einige Augenblicke betroffen. „Also ist es nicht bloßes Gerüde gewesen, das ich allerdings fatal“, sagte Louis, „doch auch das läßt sich schließlich verwenden. Schön-Venchen lebt doch noch; bei ihrer Mutter in Lindenthal?“

„Ich glaube, aber ich weiß es wirklich nicht genau“, versetzte Salberg.

„Und das Töchterchen — Schön-Venchen?“

„Wird wahrscheinlich bei Mutter und Großmutter sein. Ich glaube nicht, daß sie es fortgegeben haben sollte. — Doch wozu das Aufwärmen der alten Geschichten?“

„Gebud, Gebud, Herr Baron!“ rief Louis händereißend. „Das sind die ersten Glieder der hübschen Kette, welche ich dem Herrn Direktor zum Christkindchen zu verhehen gedente. Aber Sie müssen unbedingt wieder abreisen.“

„Unmöglich, ehe ich Yella gesehen und gesprochen habe. — Ich kann nicht früher wieder fort, Louis“, rief der Baron leidendhörtlich aus. „Ich werde mich sofort umkleiden, und dann gehe ich zu ihr und werde sie fragen —“

„D, sie einen Varrum zum Wanne haben will“, fiel Louis rüchthlos ein. „Wenn Sie einen Schritt ohne mein Vorwissen thun, dann gebe ich das ganze Spiel verloren und rühre nicht mehr den kleinen Finger für Sie. Heute bleiben Sie hier in Ihrem Zimmer und morgen mit dem Frühesten fahren Sie nach der Stadt und von dort, wohin Sie wollen, ich werde Sie schon benachrichtigen, wenn es Zeit ist.“

Louis sprach so energisch, daß Salberg den Kopf senkte und schweig; er wagte seinem Diener nichts zu erwidern.

In kleinerer Kaufmanst verging allen Bewohnern des Schlosses der trübe Sonntag. Die Frau von Balten hatte Yella in ihren Gemächern aufgesucht, um ihre Nichte zu fragen, ob sie den Herrn Direktor zum Wasß bitten könne.

Gleichgiltig ertheilte Yella ihre Einwilligung. Ehe aber noch die Frau von Balten auf Siegried geschickt hatte, ließ dieser selbst sich bei den Damen melden, um sich zu verabschieden, da ihn dringende und unausschiebbare Geschäfte nach der Stadt riefen.

„Und Sie fahren heute noch, bei dem schlechten Wetter?“ fragte die alte Dame mit einem besorgten Blick auf den grauen Himmel, der jetzt tief wiederhng und von neuem eifige Regenwolken herabandte.

„Das Wetter schadet mir nichts, gnädige Frau“, entgegnete Rolf lächelnd. „Und da sich voraussichtlich die Witterung auch morgen noch nicht ändern wird, so bin ich momentan hier ziemlich entbehrlisch. Ich habe aber die Absicht, übermorgen wieder zurück zu sein.“

„Wissen Sie nicht, wann Papa zurückkommt?“ fragte Yella plötzlich den Direktor.

„Der Herr Baron wird jedenfalls noch vor Abend eintreffen, wenigstens hat er mir diese Absicht mitgetheilt.“

„Dann ist's gut“, nickte Yella. „Sie wissen, Herr Direktor, daß ein Haus, welches Wärschensäge beherbergt, leicht bösen Geistern zugänglich wird, darum wäre es wohl nicht ganz gerathen, wenn der Besitzer des Zanbereschatzes uns schuldig zurücklässe.“

Verwandert blickte die Frau von Balten auf, die Worte ihrer Nichte waren ihr natürlich unverständlich; aber auch Siegried sah die Sprecherin befremdet an. Hürdete sich Yella in der That vor Salberg, an dessen Erscheinung im Walde Siegried noch immer nicht glaubte — er hatte nämlich von der Ankunft des Barons Salberg im Schloffe noch nichts erfahren — oder war ihre Neugierde nach dem „Wärschensäge“ so groß, daß sie auf geschickte Weise Auskunft darüber verlangte. Siegried konnte sich nicht ganz klar darüber werden. War doch heute das Wesen des schönen Wärschens räthselhafter denn je. War sie wirklich mibe, als sie vorhin bei ihrer Nichte's aus dem Walde seinen Arm verlangt hatte, oder dachte sie auch dabei an Salbergs mögliche Anwesenheit im Schloffe, und beabsichtigte sie diesem, falls er vielleicht doch ihre Heimkehr beobachtete, eine empfindliche Kränkung zuzufügen? — Siegried fränkte sich mit aller Macht gegen diese letzte Vermuthung, deren Gewissheit einen härtesten Zug dem schönen Bilde Yella's d. Rothheim hinzugefügt hätte. Nein — mochte sie auch verzlos und hochmüthig sein — unebel, niedrig dachte sie nicht.

„Seien Sie unbesorgt“, entgegnete Siegried bedeutungslos auf Yella's letzte Worte. „D, ich den Zanbereschatz mit mir nehme, so hat kein Dämon Macht über dieses Schloß und seine Bewohner. Ein etwa hereinbrechendes Unheil könnte also nur mich treffen!“

Frauen v. Balten drohte dem Direktor mit dem Finger. „Ihre Bemerkungen sind mir ebenso unverständlich als unheimlich“, sagte sie kühl seltend. „Vergessen Sie nicht: Nicht ankommen ist das Reich der Geister, und leise hörend hören Sie heraus.“

Der Direktor erhob sich und küßte der alten Dame die Hand, die sie ihm freundlich reichte.

„Vergehnen, gnädige Frau“, sagte er berrlich, „wenn ich weiter beschwören könnte, so riefte ich selbstverfäglich nur gute, und unter diesen vor allen den Geist Ihrer wohlwollenden Aufmerksamkeits für mich brauck.“

Yella neuf einen scharfen Blick auf den Direktor, doch er verbeugte sich nur sehr tief vor ihr, ohne noch einmal das Wort an sie zu richten, während Lante Loma lächelnd versicherte, daß man Geister, die schon da seien, doch nicht erst zu rufen brauck.

Eine Stunde später rollte der leichte Wagen, der den Direktor nach der Stadt führte, durch den Schloßhof.

Für die Redaktion verantwortlich: J. R.: Albert Herting in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

IX.

Nicht leben zu dürfen, nicht hoffen zu können — O granfame Qualen, wer hat euch erbracht?

3. April.

Einige Tage vor Weihnachten war strengere Kälte eingetreten und so dicht webelten die Flocken vom schneebedeckten Himmel herab, daß die Holzpfähler im Walde schon vor Anbruch des Tages unfreiwillig feiern mußten. — Baron Salberg hatte Schloß Rothheim wieder verlassen, nicht ohne vorher die Einwilligung seines Dieners zu einer Unterredung mit dem Schlossherrn erzwungen zu haben. Der alte Baron empfing Salberg äußerst kühl und zurückhaltend; als aber Salberg in der ruhigsten und höflichsten Weise erklärte, daß er nur gekommen sei, einige Papiere zu holen, die er dringend benötige, und als er mit seiner Klugheit dabei durchschimmern ließ, wie tief die letzten Vorfälle sein Gemüth verwundet hätten, so daß er nur aus Rücksicht auf seine Verwandten eine sofortige gänzliche Lösung seiner Stellung auf Schloß Rothheim unterlasse, da fühlte der gut, arglose, ehrenhafte alte Herr sein Herz weich werden. Salberg sprach so voll Zartheit, so warm, daß schließlich Baron Rothheim dem jungen Manne mit der beschränkten Ermächtigung gerührt die Hand reichte und die Hoffnung ausdrückte, es könne doch noch alles gut werden.

Sehr trübsinnig berückte Salberg seinem Getreuen die Erfolge seines Besuchs bei Ebor v. Rothheim.

Der Schlossherr jedoch dachte, als sein Besuch ihn verlassen hatte, mit einem gewissen Unbehagen an — Wolf Siegfried.

Es war spät am Nachmittage, da schritt das Fräulein v. Rothheim durch den Korridor nach dem rechten Schloßflügel, um aber die dort befindliche Seitentreppe in das Erdgeschos zu gelangen, wo in einem großen Zimmer Tante Vona ein paar lächelnde Näherinnen mit der Anfertigung von Kleidungsstücken zur Christbegehung für die arme Dorfschule beschäftigt. Yella hatte diese eigensinnliche Idee ihrer Tante erst mühselig beiläufig, dann hatte sie Wilfa befohlen, ihre ganze Garderobe zur Verfügung in ihr Antklozimmer zu bringen, und hatte höchstselbständig ein halbes Dutzend nach ihrer Meinung unbrauchbar gemordener Kleider ausgewählt, die sie für die barfüßigen kleinen Dorfknaben zerschneiden lassen wollte. Nachdem hatte Tante Vona davon die Hälfte zurückgewiesen, nämlich drei reizende, nur ein klein wenig weiß gewordene Balltoiletten aus Spitzen, Erbsen und Seide. Die drei anderen Kleider aus guten Wollstoffen hatte sie jedoch dankend angenommen. Halb aus Neugierde, halb aus Langeliebe beschaffte Yella nun sich in das Arbeitszimmer der Näherinnen zu begeben, um zu sehen, was man aus ihren Kleibern zurechtgeschneiden habe. An Wolf Siegfrieds Gemächern vorübergehend, bemerkte die junge Dame, daß die Thür des Vorzimmers weit offen stand. Auf der Schwelle lag Rechts lang ausgebreitet, sehr unbehindert um den sonderbaren Schmuck, der heute sein göttliches schwarzes Bild zierte. Es gingen nämlich eine Menge kleinerer Spitzen- und Tannenzweigen in den langen schwarzen Fransenhaaren.

„Wie sieht du denn aus, Koch?“ fragte die junge Dame halblaut, als sie des Hundes ansichtig wurde, und trat einen Schritt dem Thiere näher; sie wußte ja, daß sein Herr noch nicht zuhause sei. Koch richtete sich bedächtig auf und schaute mit dem Flaren Augen zu dem schönen Mädchen auf, das seinem Hundebrosen sehr viel Sympathie einzuflößen schien, denn lieblos hieß er mit dem Kopfe an Yella's grüne Hand. Die Baroness ließ sich und löste die kleinen kurzen Bänder von dem Rücken des Thieres, dabei sah sie, daß auch auf dem Rücken des Vorzimmers solche Reihgebilde verstreut waren. Jagobst trat die junge Dame über die Schwelle. Auch die Thür des Wohn- und Arbeitszimmers stand offen. Hier war der Schreibtisch des Direktors mit Reihgebildern umgeben, ebenso das Bild einer alten, mild und gültig blinkenden Frau

über dem Schreibtische. „Das ist meine Mutter,“ dachte Yella, „sie steht gültiger aus, wie er — und doch trägt er ihre Züge.“

Neben dem Schreibtische stand auf einem kleinen Tische der elegante Violinfuß, und auch dieser — Yella wollte lächeln — hatte eine volle grüne Guirlande erhalten. Unwillkürlich fiel der Baroness das schlichte unige Kleid ein, Menschen von Tharau, dessen Melodie wie tiefe Grüns zu ihr gedrungen war, als sie es zum erstenmale von Siegfried gehört hatte. Die junge Dame wandte sich leise aufsteigend zum Geher, da stand, mit vor Erstaunen halb geöffnetem Munde, Paul, der Diener des Direktors, und hinter dem jungen fräuleinigen Manne erschien Wadenweisse Wilfa, welche sich Herr Paul wahrscheinlich zur Hilfe herbeigeht hatte, denn eine mächtige Guirlande von Tannenzweigen hing über ihm die Schultern. Das junge Mädchen wagte es beim Erblicken ihrer Herrin in tödtlicher Verlegenheit nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Doch Yella schien sie kaum zu bemerken.

„Welches Fest wird denn hier gefeiert?“ fragte die junge Dame herablassend den Diener.

„Ich schmeide, so gut es gehen will, das Zimmer ein wenig zum Weihnachtsfeste, damit man nicht gar so sehr merkt, wie abgenüßt schon die Möbel sind,“ entgegnete Paul, um sich gleich darauf verwundert zu Wilfa umzudrehen, die ihm einen kleinen Rippenstoß versetzt hatte. Ein vorwurfsvoller Blick der glänzenden Augen belehrte ihn schnell, welche indirekten Vorwurf mangelnder Gastfreundschaft er der Tochter des Schlossherrn gemacht habe. Aber Paul war ein verdorfter Sünder, es fiel ihm gar nicht ein, sich zu entschuldigen, im Gegentheil nickte er sehr bestimmend mit dem Kopfe, als Yella nach einem Blick auf die geschämten Möbel gleichgültig bemerkte: „Die Einrichtung sieht allerdings ziemlich armselig aus. Wer hat denn die hereinbringen lassen?“ wandte sie sich dann an Wilfa.

„Der Herr Baron Salberg hat ausdrücklich der Beschäftigten angegeben, welche Möbel hier hereinkommen sollen,“ antwortete das Kammermädchen zaghaft.

„So. — Nun dann sage einmal der Beschäftigten, sie möge diese Einrichtung sofort wieder herauschaffen lassen und anordnen, daß die Möbelgarantur aus dem vorheren Erkerzimmer hierher geschafft werde. — Und wenn Sie durchaus das Zimmer festlich schmücken wollen,“ fuhr die Baroness zu Paul gewendet fort, „so lassen Sie sich doch vom Gärtner aus dem Warmhaus ein paar Dekorationspflanzen geben.“

Paul dankte sehr vergnügt für die herablassend erteilte Erlaubnis, fuhr aber hinzu, der Herr Direktor würde sich schon gefreut haben, die besten Dinge, die ihm die Liebsten auf der Welt seien, befrängt zu finden, seine Violine und das Bild seiner Mutter.

Die Baroness entfernte sich, es den beiden jungen Leuten überlassend, sich das Rätsel ihres Erscheinens in Wolf Siegfrieds Zimmer so gut zu erklären als sie es konnten. „Ob das wohl wahr ist, daß die Violine und das Bild seiner Mutter ihm das Viehsie auf der Welt sind?“ dachte Yella, die Treppe hinabsteigend. „Was mag jener Brief mit der schönen Frauenschritt enthalten haben? Und warum ihm wirklich das Mädchen, von dem Louis sprach?“

Louis hatte die Baroness Yella aus den Gemächern des Direktors treten sehen und alsbald auch von der Beschäftigten erfuhr, daß auf Anordnung der Baroness die kostbare Garnitur von gepreßtem Leder aus dem Erkerzimmer in das Arbeitszimmer des Direktors geschafft werden sollte. Diese Umstände erschienen Louis so bedenklich, daß er nicht mehr zögern mochte, seinen Mann auszufahren. Am Nachmittage, als Yella nach Tisch schelte, trat Louis die angezündete Lampe in das Vorzimmer der Baroness, wo Yella allein saß und eine kleine Sittlerin für Tante Vona zum Weihnachtsgeschenk vollendete. (Fortf. folgt.)

Der blaue Radmantel.

Vor einiger Zeit ging in Wien ein Mann um, der nachlässigerweise von Haus zu Haus idlich und an den Thorgräben zog. Wenn jemand der Hausmeister kam und das Thor öffnete, gab er diesen die höchsten sehr freundlichen und ging weiter. Der Mann hatte ein höchst blaues Gesicht, einen schwarzen, linsengrünlichen man nicht von ihm, aber unter dieser Gestalt war er bei vielen Hausmeistern aller zehn Bekante. Die meisten waren mit ihrem Sperrschneid zufrieden, ließen den Mann gehen und

dachten: was man doch auch solche geben lassen, die aus Uebermut andäutend und gar nicht mehr da sind, wenn das Thor geöffnet wird. Eumal aber, als der Radmantel wieder davongehen wollte, packte ihn doch der Hausmeister am Arm und sagte: „Herr, so kommen Sie doch herein!“ „Ich habe darinnen nichts zu thun,“ antwortete er in einem freudigen Tone. „Die Geld haben Sie,“ so lassen Sie mich doch!“ Da hatte er sich durch eine kühne Wendung auch schon bereit und schritt am Trottoir langsam die Gasse entlang.

In eine renommierte Buchhandlung Bubapeßts trat ein Mann und verlangte ein Buch unter dem Titel: „Der große Schaulapf lust und lehrreicher Geschichte“ von Johann Michael Witzger. Er bedruckte ein blaues Papier. Der Buchhändler bemerkte, daß dieses Werk nicht mehr im Buchhandel sei, daß er aber bei Antiquaren danach forschen lassen wolle. Am nächsten Tage schon fand der Fremde wieder und fragte nach, ob der „Große Schaulapf lust und lehrreicher Geschichte“ schon aufgeschrieben sei? — „Ja, Herr, das geht nicht so schnell, bitte sich wenigstens drei bis vier Tage zu gedulden.“ Der Buchhändler. Der Fremde war ein kleiner Mann, hatte einen schwarzen Bart und einen blauen Radmantel an. Er war fast kahlköpfig, als er hörte, das Buch sei noch nicht da, es mußte ihm sehr viel an demselben gelegen sein.

Am dritten Tag nach dieser Anfrage, morgens, als kaum die Ladenthür geöffnet war, fand der Blaumantel schon in der Buchhandlung. Es wurde ihm mitgeteilt, daß bei den Antiquaren von Bubapeßts das begehrte Buch leider nicht aufzufinden sei, daß es in der Buchhändlergereiung aufgeschrieben werden müsse, wenn man darauf relesire, daß es vielleicht überhaupt nicht mehr aufgetrieben werden könne.

Der Fremde erklärte sich bereit, alle Kosten zu bestreiten, und wenn das Buch aufgefunden werde, noch besonders erkenntlich sein zu wollen.

Von nun an erschien er allwöchentlich, um nach dem Buche zu fragen. Mittlerweile wurde durch das hochachtbare „Vortreibblatt“ als Antiquare Deutschlands beurt, und richtig, nach zwei Monaten konnte der Bubapeßts Buchhändler dem Fremden den „Großen Schaulapf lust und lehrreicher Geschichte“ vorlegen.

Der Blaumantel bezahlte die Unkosten von sechzig Mark, händigte ihm den gleichen Betrag dem Buchhändler für die gleiche Mühe ein und ging zur Thür hinaus.

Man rief ihn zurück, daß er sein Buch mitnehme. Das brauche er nicht, sagte er, verließ das Haus und ward nicht mehr gesehen.

Er hatte das alte Buch, nach dem er monatelang mit höchster Spannung gesucht, kaum aufgehoben, um den Titel zu sehen, des weierien nicht im geringsten beachtet.

Im selben Jahre war es, daß auf der Eisenbahnstrecke zwischen Graz und Wärsatzschlag der Konduktoren im Coupé frage, ob man in Wärsatzschlag Zable h'orte zu speien wünsche. Im Coupé lag ein einziger Herr, der bestellte Zable h'orte für zwei Personen.

In Wärsatzschlag angekommen, trat ein kleiner Mann in langem blauen Radmantel in den Speisewagen, hob dort die für ihn bereiteten zwei Gedech, was wieder hinaus auf den Perron und fragte einen Dienstmann, was er für die Stunde verlange.

„Sechzig Kreuzer gnädiger Herr.“ Der Radmantel führte den Dienstmann in den Speisewagen, ließ ihn dort stehen sich niederlegen und essen. Der Dienstmann wußte nicht, wie ihm geschah, doch war er nicht blöde und griff feinst zu. Der Radmantelmann kümmerte sich nicht weiter um ihn. Als zum Einsteigen geläutet ward, sahle er die zwei Gedech, fertigte den Dienstmann mit sechzig Kreuzern ab und fuhr davon.

Das Wahnvergnügen und der ganze Ort lies zum Dienstmann

Bunte Zeitung.

* Von der besten Originalität Gottfried Keller's sind viele Geschichten in die Öffentlichkeit gedrungen, ihnen fügt Dr. Schubert in der „Deutschen Romanzeitung“ die folgenden hinzu: Er war beim Festbankett gelegentlich des 25-jährigen Jubiläums der Universität Zürich. Ein eigens jugendlicher, junger deutscher Vortrat, etwas geschmeigelt in Wort und Bewegung, geniescht den Vortrag, Gottfried Keller vorzulesen zu werden. Wollten in seiner Rede, wie er die hohe Ehre zu schätzen wisse, einem so weltberühmten Manne die Hand drücken zu dürfen, fuhr ihn Gottfried Keller, einen Schritt zurücktretend, an: „Allo Sie sind an so berühmter Schmeichelei?“ — Keller war bekanntlich nicht verheiratet; seines Kindes im Bettwege guter Engel war seine Schwester. So lange diese lebte, waren seine freundschaftlichen Beziehungen nicht weniger häufig als nach ihrem Tode. Hier immerhin, sie bestanden bereits und ließen auch an Gedächtnistagen nichts zu wünschen übrig. Denn einmal — wie beliebt ist so manches mal — machten sich zwei seiner um einen Grad weniger angezuckelten Fremde an das schwierige Geschäft, ihn, den völlig Wertenden, nachzuahm zu führen. Sie nahmen ihn in die Mitte und gingen Arm in Arm mit ihm, indem sich alle drei fast einander schmeigeln. So kamen sie, ungedulden des Lächelns, herunterblickenden Schwelger zu. „Sungler Keller, hier bringt mir Jene an de Gottfried!“ — „Ja, wo hält er e (sagt ihr ihm)?“ fragte sie erlöst. Die beiden Fremde sahen sich betreten an: sie bielten wohl einander fest im Arm, aber der Gottfried war ihnen unterwegs herausgetreten. Sie gingen auf die Suche nach ihm und fanden ihn, nicht weit davon, daß er auf der Seite der Straße liegen.

zusammen, um das Weltwunder zu sehen, wie einer dafür, daß er ein gutes Mittagsmahl verzehre, bezahlt worden war. — Ungelähr um jene Zeit erhielt ein Herr Mayer-Göts in Gmunden folgendes, mit seinem Vortempel versehenes Schreiben:

Geschätzter Herr Mayer-Göts!

Ich erlaube mir in einer Ihnen vielleicht nicht ganz uninteressanten Angelegenheit Ihre Erinnerung aufzurufen. Es war vor etwa zwei Jahren, als Sie eines Morgens in Gher Villa ein Fremder besuchte, um mit Ihnen eine Dachsteinour zu beschreiben, die indes nicht zustande gekommen ist. Während ich noch bei Ihnen saß, trat der Poljote ein. Sie verduirten die Hofi und, einen Brief eröffnend, schleuderten Sie ein gedrucktes Blatt mit dem Aufsatz: „Fünf Tausend zu Boden. Es war die Einladung zu einer Hamburger Festreise. Da ich sah, mit welcher Beherzung Sie das Blatt beschandeten, hat ich es mir zu meinem Gebrauche aus und verließ bald darauf Ihr Haus.

Nun lese ich mich veranlaßt, Ihnen mitzutheilen, daß ich auf jene Einladung bin, die in Ihre Adresse gerichtet gewesen, ein Loos gekauft und bei der letztenziehung 150,000 Mark gewonnen habe. Wenn Sie gestatten, möchte ich zwei Drittel dieses Betrages nach meinem Gmunden verwenden. Das dritte Drittel glaube ich Ihnen offeriren zu sollen, falls Sie über dieses Ihr Eigentum verfügen wollen. Da ich Aber gegenwärtigen wertigen Adresse nicht ganz sicher bin, so erlaube ich mir diele vorläufige Anfrage, bittend, daß Sie sich zu Ihrer Willensäußerung innerhalb eines Monats des Juraerkenntnisses der Anzer „Tagespost“ bedienen möchten, worauf sofortige Zusstellung erfolgen wird.

Ihr ganz ergebener

Man mag sich das Erstaunen des Herrn Mayer-Göts vorstellen. Vor allem begann er sein Gedächtnis zu malträtiren. In seiner Villa“ hatte er nie gemohnt, weil er eine solche nie besessen hätte. Wohl aber wohnte er vor zwei Jahren den Sommer über in einem Landhäuschen bei Gmunden, und erinnerte sich auch an das Zusammenreffen mit einem Touristen, welcher das Söllengebiet und den Schälberg bereisen zu wollen vorgab. Vom Dachlein war keine Rede gewesen. Der Fremde trat ein für Freiwillen ganz schlaues Abschlußblatt, nämlich einen blauen Radmantel. Weiter wußte Mayer-Göts von dieser Sache nichts.

In der genannten Zeitung ließ er folgendes Friczet einrichten: „M. G. in Gmunden bittet“ * * * um die Angabe seiner Adresse.“ Die räthselhafte Ehrlichkeit ist heutzutage fast noch unheimlicher, als ein frecher Betrug.

Was heute hat Herr Mayer-Göts von der Sache nichts mehr gehört.

Der selben Zeit fand bei Landkassut in Wien ein Landmann aus dem Felde einen großen blauen Radmantel. An der Taille dieses Mantels war ein Papierballen von Tauendmarktheimer im Betrag einer viertel Million. Trotz aller Nachforschungen hat sich weder für den Mantel der Mann, noch für das Geld der Eigentümer gemeldet.

Es giebt Unbegreiflichkeiten, bei deren Erwägung einem der Verstand stehen bleibt im Kopfe.

Jedoch nicht immer ließ sich Keller aus der Melde nach Hause fallen. Es traf ihn eint in früher Morgenstunde ein gleichfalls auf der Heimfahrt begriffener, feiner Herr, der den Widere nicht kannte. Als er den alten Herrn ertren und wanden sah, erstarrte ihn Willeib; er ging freudlich auf ihn zu und bot ihm seine Begleitung an, die der rathlose Herr annahm. Als aber der Fremde um nach seiner Wohnung fragte, wußt er auf: „Du darbe (verdammt) Chob, wenn i das wüßst, ging i allei!“ In seinem letzten Krankenbette lag stets einer seiner Fremde, vorzüglich nach der seit einigen Jahren in Zürich lebte Maler Vöcklin. Als der kranke Eiderer einst eingekümmert war, hand Vöcklin leise an, leute sich hinter das Kopende des Bettes aus Fenster und las Keller, erwaucht, hielt ihn nicht, glaubt, daß er gegangen sei und legt laut vor sich hin: „Gottlob, daß da Nagel (nichtsmöglicher Kell) amal furt licht!“ Zeit entkennt, dieien aufdrückten Gedächtnisdruck übel anzusehen Keller wurde überhaupt nichts und nie etwas (abgenommen), hat Vöcklin ihn darnits weiter erzählt. Dit wußte mochte Keller gelangt sein um dem „Tagespost“, und vieler leicht in angezeigter Stimmung lachend er sich selbst und unter hohe Kultur verbühend, 1888 ins „Künstler- und Selbstschritualnum“:

Die Sonne lebt, Die Stube weht, Der Streiber steht, Das Bed, das weht, Die Erde hebt, Das Bed, das weht, Der Streiber steht, Die Liebe weht, Die Sonne lebt!

